

Christen sprachen mit Chruschtschow

I

Als Ministerpräsident *Chruschtschow* vor einigen Jahren das Frankreich *Charles de Gaulles* besuchte, hat sich bei einem Diplomatempfang in Paris die merkwürdige Szene abgespielt, daß dieser oberste Gebieter eines atheistischen Imperiums den Pariser griechischen Botschafter zur Verblüffung aller Zeugen dieser Szene als „Bruder in Christo“ titulierte. Ein Wort, an dem viel herumgerätselt worden ist, obwohl es wahrscheinlich nichts als eine Eingebung des Augenblicks war, von einem Mann gesprochen, der zweifellos mehr als jeder andere Politiker von heute imstande ist, sein „Geschwätz von gestern“ mit einer nachlässigen Geste fortzuwischen.

Gleichwohl lag es nahe, sich dieses Intermezzos zu erinnern, als der sowjetische Ministerpräsident vor wenigen Wochen seinen Januarbesuch auf dem Ostberliner Parteitag zum Anlaß nahm, eine Anzahl von Westberlinern — übrigens unabhängig von dem mißglückten Brandt-Besuch — zu einem Gespräch zu sich zu laden. Es fiel schon bei der Übermittlung der ungewöhnlichen Einladung auf, daß sie, von einem Pflichtsoll an Leuten eigener Couleur abgesehen, in der Hauptsache an Westberliner Christen von einigem Rang und Namen gerichtet war. Es war allem Anschein nach nicht auf den Typ der Friedensfreunde des üblichen, etwas sektenhaften Zuschnitts, sondern auf wirkliche Diskussionspartner mit eigenem Standort und dazugehörigem Stehvermögen gezielt. Anscheinend war man sogar, ganz speziell auf politisch konservativ gesonnene Christen aus, um dem Chruschtschow-Gespräch die nötige Breite zu geben. So gehörte Professor *von der Gablentz*, einst mit *Friedensburg*, *Lemmer* und *Jakob Kaiser* einer der Gründer der CDU und noch heute Leiter von deren Evangelischem Arbeitskreis in Berlin, zu den Umworbenen der Eingeladenen;¹ er ging allerdings nach gründlichem Hin-und-her-Erwägen dann doch nicht mit hinüber. Und es kann, dem weiter unten zu Sagenden vorausgreifend, schon an dieser Stelle gesagt werden, daß die Christen dann in dem Gespräch tatsächlich die eigentlichen, den Verlauf des Ganzen bestimmenden Partner waren, sowenig das in ihrem eigenen Sinn gelegen haben mochte.

Was nun das Gespräch selber anbetrifft, so muß zunächst gesagt werden, daß es weit über Gebühr Aufsehen erregt und den Partnern einen zum Teil etwas lästigen Ruhm eingebracht hat, den auf das rechte Maß zu reduzieren nicht zuletzt die Absicht eben dieses Aufsatzes ist. Es hat dabei eine unguete, teilweise sogar ausgesprochen ärgerliche Rolle gespielt, daß sich zeitlich der Westberliner Wahlkampf anschloß, in dem die SED mit dem Chruschtschow-Gespräch in Ermangelung sonstiger Schlager propagandistische Effekte zu erzielen versuchte. Wobei ihr das zum Teil ausgesprochen tapsige Verhalten einiger westlicher Presseorgane, die auf jeden Propagandatrick des Ostens wie auf Kommando einschwenkten, unwillentliche, aber wesentliche Hilfe geleistet hat.

Das Gespräch selber hatte mit dem Wahlkampf nur sehr mittelbar zu tun, denn das Schicksal Berlins dürfte schwerlich durch Wahlen entschieden werden, bei denen die Parteien sich gegenseitig die Schau zu stehlen versuchen, wie es im Blick auf das Malheur mit dem Brandt-Besuch gerade diesmal der Fall war. Um nicht mehr und nicht weniger als das Schicksal Berlins aber ging es bei dem Gespräch mit Chruschtschow, das trotz allen propagandistischen Zubehörs eine bemerkenswerte Höhenlage hatte. Wovon die nicht unwesentlich korrigierten Ausschnitte, die die Ostpresse veröffentlichte, natürlich keine Vorstellung vermitteln können.

Es soll hier keine Gegendarstellung versucht werden, weder in dokumentarischer noch gar in apologetischer Absicht. Denn es geht um Position und nicht um Apologie, kann höchstens um Angriff und keinesfalls um Verteidigung gehen.

Um die beabsichtigte Darlegung der Gesprächspositionen vor einem möglichen Ausufern zu bewahren, sei sie auf die Beantwortung von drei Fragestellungen beschränkt, die im Zusammenhang mit dem Gespräch von wohlmeinenden wie von argwöhnischen Fragern am häufigsten aufgeworfen worden sind. Erstens: Wie kommt man zu einer solchen Einladung? Zweitens: Was kann man daraus machen? Und drittens (im Sinne des erwähnten lästigen Ruhms): Wie schützt man sich vor den Folgen?

II

Was die am meisten aufgeworfene erste Frage angeht, so kann der Schreiber dieser Zeilen sie natürlich nur für seine Person beantworten und auch in dieser Hinsicht eigentlich nur hypothetisch. Er kann auf den politisch-unpolitischen Weg der *Evangelischen Akademie* hinweisen, die in der west-östlichen Kirchenprovinz Berlin-Brandenburg seit ihrer Gründung vor zwölf Jahren eine bewußte Brücken- und Klammerfunktion zwischen den auseinanderstrebenden Teilen ausgeübt hat. Auf die Tatsache, daß sie die „Kommunität“ ihrer Mitarbeiter auch über die Spaltung des 13. August hinweg hat aufrechterhalten können, indem sie im Osten für den Westen und im Westen für den Osten mitgedacht hat. Auf die zugleich konservative und radikale Position, die sie im Blick auf die unbewältigte Hitlervergangenheit mit unerbittlicher Konsequenz vertreten hat und vertritt. Und nicht zuletzt auf die 1958 im Zusammenwirken mit dem Magdeburger Akademieleiter und Präses *Lothar Kreyszig* ins Leben gerufene „*Aktion Sühnezeichen*“, die einen sehr wesentlichen Punkt im Gespräch mit Chruschtschow dargestellt hat¹).

Insgesamt kann von den westlichen Partnern gesagt werden, daß es sich, soweit sie im Gespräch hervorgetreten sind, um alles andere als Kapitulantinnen handelte, die man allem Anschein nach in diesem Falle auch nicht wünschte. Es waren — ausnahmsweise einmal — die Nonkonformisten gefragt, die, von linken wie rechten Scheuklappen gleichermaßen unbeeindruckt, den Weg einer radikalen Mitte zu gehen versuchen.

III

Damit sind wir bei der zweiten der genannten Fragen: was denn aus einem solchen Gespräch zu machen, was „herauszuholen“ möglich war. Dabei mußte für jeden einigermaßen nüchternen Menschen von vornherein klar sein, daß man ohne jede Erwartung eines Ertrages in ein solches Gespräch hineinzugehen hatte. Es war erst einmal das absolute Unverständnis vorauszusetzen, das nicht nur von der Mauer des 13. August und von einer Nachkriegspolitik Eiserner Vorhänge herkommt, sondern im Grunde schon vom November 1917 datiert. Es waren mehr als Mauern, nämlich Abgründe zu überwinden, gerade wenn wir als Christen zu dem Atheisten geladen waren.

Aber 'das schier Unmögliche geschah: *das Gespräch über den Abgrund hinweg*, ohne daß uns dieser auch nur einen Augenblick aus dem Sinn gekommen wäre. Allerdings konnte es im Gespräch mit diesem pragmatischsten aller Politiker nicht um Grundsätze, um Theorien oder Ideologien gehen. Wir stellten uns gleich eingangs als Leute vor, die keine Aussicht boten, zum Kommunismus bekehrt zu werden, so wie unser Partner sich zuvor als unbekehrbarer Kommunist bekannt hatte. So konnte das Gespräch um ganz konkrete Dinge gehen, um unser Konkretissimum: *die Zukunft von Berlin*.

Wir sahen unsere Aufgabe darin, diesem Mann deutlich zu machen, daß auch und gerade diejenigen Deutschen, die ein klares Bewußtsein des verlorenen Krieges haben und um die Konsequenzen einer solchen säkularen Niederlage wissen, für ein lebendiges

1) Amn. der Red.: Die GM haben in Heft 6/1961, S. 368 f., über die „Aktion Sühnezeichen“ berichtet; vgl. ferner die Buchbesprechung auf S. 188 f. des vorliegenden Heftes.

und uneinnehmbar starkes Berlin eintreten, das nicht jeden Augenblick fürchten muß, die Schlinge um den Hals gelegt zu kriegen. Er mußte aus unseren Argumenten einen Anschauungsunterricht darüber erhalten, daß die Berliner Frage nicht mit einer bequemen Freistadttheorie zu lösen ist, sondern sehr viel intensiverer Denkanstrengungen bedarf.

Und wir hatten den Eindruck, daß er nicht nur unsere Argumente sehr aufmerksam hörte, sondern ganz offensichtlich auch Freude an einem Gesprächspartner hatte, der ihm einmal nicht zum Munde redete, sondern ins Angesicht zu widerstehen wagte. Es war eine anscheinend für ihn ganz neue Erfahrung, daß es die Deutschen nicht nur als kaltsinnig-brutale Eroberertypen auf der einen und als duckmäuserisch-brave Funktionäre auf der anderen Seite gibt, und daß es sich erst jenseits dieser Primitivalternative der eigenen Propaganda lohnt, sich mit ihnen abzugeben. Wobei unmißverständlich deutlich wurde, daß die in dem Gespräch erwähnte und auch so bezeichnete dritte Position alles andere als eine bequeme Position zu werden verspricht: Wenn es je zu Verhandlungen aus dieser Position heraus kommt, wird es ein zähes und hartes Ringen um jeden Millimeter sein, und die Russen müssen wissen, daß es auch mit Freunden dieser Art kein leichtes Kirschenessen gibt. Auf jeden Fall dürfte ihnen aus Gesprächen solchen Zuschnitts deutlich werden, wie schlechthin unverdaulich ein vereinnahmtes Westberlin wäre, nachdem ihnen schon die DDR mehr als genug an Verdauungsbeschwerden bereitet.

Im Gespräch mit Chruschtschow war dies kein Problem. Dieser vierschrotig-grobe, aber zugleich pfiffig-kluge Boß eines Weltreiches bedurfte in dieser Hinsicht keiner ausdrücklichen Belehrung. Er sagte von sich aus, als hätten wir ihm die Vokabeln suggeriert, wie er sich ein starkes und lebendiges Berlin der Zukunft denkt, als eine „Brückenstadt“, die die feindlichen Lager miteinander verbindet, und als einen „Gradmesser“, nicht zuletzt wohl im Blick auf die armselige Arbeitsproduktivität, die er im eigenen Lager hatte feststellen müssen.

Daß er im Laufe des Gesprächs verschworen, man werde ihm doch wohl nicht unterstellen, daß er Westberlin „wie ein kleiner Dieb“ aus Versehen in der eigenen Tasche verschwinden lassen wolle, haben wir mit größerer Aufmerksamkeit als der Durchschnitt unserer Presse zur Kenntnis genommen. Und daß er, nach Garantien befragt, auf Kuba verwies und das Vertrauen für seine Garantien für Berlin mit dem Vertrauen verglich, das er in *Kennedys* Zusicherungen für die Unabhängigkeit von Kuba hege, damit praktisch also *eine Kuba-Garantie für Westberlin* ausgesprochen hat, scheint uns nicht nur für die Lage und die Sicherheit von Berlin im ganzen, sondern ganz speziell auch für die Auspizien der gewiß in absehbarer Zeit zu erwartenden nächsten Berlinkrise von grundlegender Wichtigkeit. Es ist im Blick darauf fast unverantwortlich, daß sich die westliche Presse im Durchschnitt nur mit der „knüllerhaften“ Sensationsseite des Gesprächs, nicht aber mit den doch recht konkreten Aussagen des östlichen Gesprächspartners beschäftigt hat.

IV

Wir sind damit unversehens bei der dritten der drei Fragestellungen angelangt: bei der Frage nach den „Folgen“ und wie man sich vor ihnen schützen kann. Wir denken dabei nicht an die hie und da laut gewordenen Drohungen, die man nicht einmal niedriger zu hängen braucht. Damit wird allzu dumm und plump das Geschäft der Ostpropaganda getrieben, die ja nur danach ausspäht, mit glaubhaften Beweisen politischer Unfreiheit und Reglementierung bei uns aufwarten zu können.

Viel ernster sind jene mehr oder weniger gut gemeinten Fehlinterpretationen von westlicher Seite zu nehmen, die einen an sich klaren Sachverhalt zu verwirren und ad absurdum zu führen imstande sind. Unter den Beispielen, die sich hier geradezu

beängstigend gehäuft haben, sei eines als typisch vermerkt: die Falschmeldung eines westlichen (amerikanischen) Pressedienstes, der Verfasser — kurz, aber erschöpfend als Chruschtschow-Gesprächspartner titulierte — habe die Zweistaatentheorie vertreten. Da das unmittelbar darauf erfolgte Dementi mit einer verwaschenen Zusatzklärung versehen war, machte die Unsinnsnachricht erst einmal die Runde und konnte so mehr Verwirrung stiften, als jeder östlichen Propaganda von sich aus möglich gewesen wäre.

Es gibt also, kurz geantwortet, keine Möglichkeit, sich gegen die Folgen eines lästigen Ruhmes wirksam abzusichern. Die beste Sache der Welt läßt sich durch üble Nachrede in ihr Gegenteil verkehren — warum nicht auch eine so gewagte Sache, wie es das Gespräch mit dem mächtigsten Mann der östlichen Welt auf jeden Fall war!

Soll man aber darum solche Gespräche lieber unterlassen? Soll man sie den „Friedenskämpfern“ überlassen, bei denen das Ergebnis schon im voraus feststeht? Dies wäre gewiß die dümmste aller denkbaren Konsequenzen. Nun wird es sich empfehlen, mit einem Minimum an Konzeption in eine solche Auseinandersetzung hineinzugehen und — mit der Tapferkeit des kleinen David, als er dem riesenhaften und mit Recht gefürchteten Landesfeind entgegentrat. Wir lasen hinterher nicht ohne Vergnügen, daß ein älterer Autor den kecken Schlag der Berliner einmal in der Sinnfigur des biblischen Hirtenknaben angesprochen hat.

Allerdings müssen wir einräumen, daß wir ohne tödlichen Kieselstein in die Schlacht gezogen sind, daß es auch nicht in unserer Absicht lag, einen solchen gegen Goliaths Stirn zu schleudern. Aber Gehör wollten wir uns und unserer Sache verschaffen. Und das, meinen wir, haben wir getan.